

Manuel Trummer

Skills statt Misstrauen! Lehre und Lernen mit KI

Neulich erzählte mir eine Kollegin, sie fühlte sich zuletzt mehr als Detektivin denn als Dozentin. Erfundene Quellen, verdächtige Formulierungen, manipulierte Zitate – ein latentes Misstrauen prägte inzwischen ihren Blick auf studentische Arbeiten. Bei ihr, aber auch in vielen anderen Gesprächen mit Kolleg*innen aus der Lehre, erscheinen Large Language Models (LLMs) wie ChatGPT als bedrohliche Macht, die nicht nur liebgewonnene Lehrarrangements zerstört und Studierende zum Betrug verführt,

sondern auch die Rolle von Lehrenden fundamental infrage stellt. „Letztlich chancenlos“ sei man, zumal „die KI ja auch immer klüger werde“ – so der ratlose Tenor dieses fast apokalyptisch anmutenden Flurgesprächs.

Die Haltung meiner Kollegin scheint symptomatisch für eine neue Welle einer „Automation Anxiety“, die seit Ende 2022 mit Open AIs ChatGPT und anderen LLMs die Unis erfasst hat. Caroline Bassett und Ben Roberts bezeichnen damit eine Angst vor künstlicher, selbst „denkender“ Technologie, die spätestens seit den 1970er-Jahren informationstechnische Umbrüche begleitet (jüngst schrieb in dieser Zeitschrift auch Lina Franken von einer neuen Angst der Forscher*innen vor dem Feld der KI). Und die Bedenken sind ja berechtigt: Es drängen sich grundlegende Fragen nach Autorschaft, Forschungsethik und epistemischer Autorität auf. Ihre Nutzung in der Lehre kann daher gerade aus einer kritischen empirisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive nicht losgelöst von Fragen nach Macht, Bias und Zugänglichkeit betrachtet werden. In der Lehr- und Lernpraxis schafft das Unsicherheit.

Dennoch sind diese Werkzeuge umfänglich in den Alltag der meisten Studierenden integriert. Wir beobachten in den letzten Semestern zunehmend avancierte Workflows und individualisierte Lernumgebungen: KI-Modelle zeichnen Vorlesungen auf und werten sie sitzungsübergreifend auf Kernthesen und weiterführende Literatur hin aus, sie verdichten Aufsätze zu Lernkarten für Prüfungen oder sie dienen als hermeneutisches Instrument zur Schärfung der Argumentation in Hausarbeiten. Wie aber lassen sich die Haltungen von – frei nach Eco – Apokalyptikern und Integrierten produktiv zusammenführen? KI-unterstützte Lernpraxen sind längst veralltäglicht. Es muss eine weitere Normalisierung im Denken und Sprechen über KI folgen, um die akademische Grauzone von Plagiatsjagd und Heimlichtuerei zu verlassen. Vier Bedingungen scheinen mir dafür erstrebenswert:

Flexible Rahmenbedingungen schaffen und kommunizieren! Die Unsicherheit bezüglich dessen, „was erlaubt ist“, lähmt Lehrende wie Studierende. Allgemeine Rahmenbedingungen auf Universitätsebene allein genügen hier als Lösung nicht. Da die Anforderungen an KI in unterschiedlichen Disziplinen teils erheblich variieren, sind fachspezifische Leitlinien auf Instituts-/Lehrstuhlebene nötig. Vertrauen und Verbindlichkeit – auf beiden Seiten – schaffen auch von Dozierenden und Studierenden kooperativ vereinbarte „Seminarverträge“, die themen- und veranstaltungsspezifisch KI-Anwendungen und die situativ nötigen Transparenzkriterien definieren.

AI-Literacy von Studierenden UND Dozierenden fördern! Eine kritisch-reflektierte Nutzung von KI erfordert Kompetenz auf beiden Seiten. KI-Übungen gehören in jeden BA-Grundkurs zum wissenschaftlichen Arbeiten, ebenso wie Citavi, MaxQDA und OPAC-Recherchen. Auch in Besprechungen zu Seminar- und Abschlussarbeiten sollte der zielgerichtete Einsatz stets Thema sein. Dafür sollten auch Lehrende offen für Weiterbildungsangebote sein, wie sie die Hochschuldidaktik an den meisten Standorten anbietet.

Quellenkompetenz statt reiner Generierung! Ein verbreitetes Problem ist der plumpe Einsatz von KI zur unreflektierten Texterstellung, was die eingangs beklagte „Detektivarbeit“ provoziert, Vertrauen untergräbt und Frust schafft. Eine anwendungsnahe Lehre, die früh auf eigene empirische Forschung, Interviewübungen oder Quellenarbeit setzt, kann die Versuchung rein generativer Nutzungen reduzieren. Gelingt es, mit den methodischen Kernstärken einer Empirischen Kulturwissenschaft die Begeisterung für eigenes Denken und Forschen zu wecken, tritt die KI als Abkürzung vielleicht in den Hintergrund. Ansätze der digitalen Autoethnografie, der STS oder der Critical Code Studies, wie sie viele Fachkolleg*innen schon erfolgreich anwenden, bieten zudem Gelegenheiten, kritisch-reflexive Lehre zu KI-Alltagspraxen, Blick- und Repräsentationsregimen anzubieten.

Werkzeug statt Partner: Eine Normalisierung erfordert einen Wahrnehmungswandel und eine kritische Reflexion unseres Sprechens über KI. Nicht nur in der Klage von Kolleg*innen, auch in vielen hochschulpolitisch-didaktischen Handreichungen, die KI als „Lernpartner“ oder „Schreibpartner“ deklarieren, tritt uns KI als autonome Entität gegenüber. Das ist ein Problem – wer möchte einem „Lernpartner“ vertrauen, der verschweigt, woher sein Wissen stammt und von wem er plagiiert hat? Die Kategorie Vertrauen sollte zwischen den eigentlichen „Lernpartner*innen“ bestehen, den Dozierenden und den Studierenden. KI, als Werkzeug verstanden, benötigt kein Vertrauen, sondern Skills – und Skills lassen sich lehren und lernen.

Natürlich ist all das leichter gesagt als getan, insbesondere an Standorten mit Hunderten von Studierenden und wenig Personal. Auch die Ursachen für problematische KI-Nutzung sind oft nicht technologischer, sondern gesellschaftlicher Natur. Hohe Arbeitslast durch Nebenjobs, lange Pendelzeiten, psychische Erkrankungen: Künstliche Intelligenz ist ein Werkzeug, das in einem zunehmend komplexeren Studierendenalltag für Entlastung sorgt. So sollten wir nicht aus den Augen verlieren, dass die Probleme, die wir im Kontext von KI und studentischen Prüfungsleistungen diskutieren, oft an einem Punkt weit vor der KI selbst beginnen. Als Vertreter*innen einer kritischen Gegenwartswissenschaft sind wir geradezu verpflichtet, auch diese strukturellen und sozialen Alltagszwänge zu identifizieren und in ein pragmatisches Verhältnis zur Nutzung von KI in universitären Lern- und Lehrumgebungen zu setzen.